

Robert Darnton
DIE ZENSOREN

ROBERT DARTON

DIE ZENSOREN

Wie staatliche Kontrolle die Literatur beeinflusst hat

Vom vorrevolutionären Frankreich bis zur DDR

Aus dem Englischen
von Enrico Heinemann

Siedler

Die englischsprachige Ausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Censors at Work. How States Shaped Literature«
bei W. W. Norton & Company, Inc., New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Erste Auflage
Februar 2016

Copyright © 2014 by Robert Darnton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Redaktion: Stephan Ditschke (u vier, Hamburg)
Grafik: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Reproduktion: Aigner, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-8275-0062-5

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Einführung	7
-------------------	---

TEIL I

Das Frankreich der Bourbonen

<i>Druckprivileg und Repression</i>	19
Typografie und Legalität	22
Der Standpunkt des Zensors	28
Alltägliche Vorgehensweisen	38
Problemfälle	53
Skandal und Aufklärung	60
Die Buchpolizei	66
Autorin aus dem Dienstbotenquartier	69
Ein Vertriebssystem: Kapillaren und Schlagadern	79

TEIL II

Britisch-Indien

<i>Liberalismus und Imperialismus</i>	103
Amateur-Ethnografie	105
Melodram	113
Überwachung	120
Aufwiegelung?	137
Repression	145
Juristische Hermeneutik	152
Fahrende Spielleute	160
Der Grundwiderspruch	174

TEIL III

Das kommunistische Ostdeutschland

<i>Planung und Verfolgung</i>	177
Indigene Informanten	179
Arbeit in den Archiven	199
Beziehungen zu Autoren	207
Verhandlungen zwischen Autor und Lektor	222
Harte Maßnahmen	233
Ein Schauspiel: Die Show ist vorbei	247
Ein Roman: Veröffentlicht und eingestampft	254
Wie die Zensur endete	269
 Schlussfolgerungen	 279
 Dank	 299
Anmerkungen	300
Register	351
Bildnachweis	368

Einführung

Wo ist im Cyberspace der Norden? Im unkartierten Äther jenseits der Gutenberg-Galaxis gibt uns kein Kompass Orientierung, und das ist nicht einfach ein kartografisches oder technisches, sondern vielmehr ein moralisches und politisches Problem. Erschien der Cyberspace in der Anfangszeit des Internets noch als frei und offen, so hat er sich inzwischen zu einem umkämpften, aufgeteilten und durch schützende Barrieren abgeschotteten Raum weiterentwickelt.¹ Wenn freidenkerische Geister sich vorstellten, dass elektronische Kommunikation heute noch völlig ungehindert stattfinden könnte, so wären sie naiv. Wer würde sein E-Mail-Konto ohne Passwort führen, auf einen Filter verzichten, um Kinder vor Pornografie zu schützen, oder sein Land schutzlos Cyberattacken ausliefern? Andererseits stehen Chinas »Große Firewall« und die uneingeschränkte Überwachung der National Security Agency beispielhaft für die Tendenzen des Staates, seine Interessen auf Kosten des Einzelnen durchzusetzen. Hat die moderne Technologie eine neue Gewalt geschaffen, die das Gleichgewicht zwischen der Macht des Staates und den Rechten der Bürger aus der Balance gebracht hat? Vielleicht, aber deswegen dürfen wir nicht annehmen, dass dieses Gleichgewicht in der Vergangenheit unangefochten gewesen wäre. Um die heutige Lage einzuordnen, bietet es sich an, die Geschichte der Versuche zu studieren, Kommunikation zu kontrollieren. Dieses Buch möchte aufzeigen, wie solche Versuche aussahen, wenn auch nicht jederzeit und überall, sondern zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, dort nämlich, wo sie im Detail unter-

sucht werden können. Es beleuchtet die Geschichte der Zensur von innen heraus; sie verfolgt, was in Hinterzimmern und bei geheimen Missionen geschah, wenn staatliche Akteure Texte unter die Lupe nahmen und ihren Druck verboten oder genehmigten oder andere, schon im Umlauf befindliche, im Namen der Staatsräson aus dem Verkehr zogen.

Die Geschichte der Bücher und der Versuche, den Buchmarkt unter Kontrolle zu halten, lässt keine Schlussfolgerungen zu, die unmittelbar auf die Strategien zur Überwachung der digitalen Kommunikation übertragbar wären. Sie ist vielmehr aus anderen Gründen bedeutsam: Indem sie Einblicke in das Vorgehen von Zensoren vermittelt, zeigt sie auf, wie politische Entscheidungsträger dachten, wo der Staat sein Machtmonopol bedroht sah und wie er solchen Gefahren zu begegnen versuchte. Die Macht des Buchdrucks konnte zu anderen Zeiten so bedrohliche Ausmaße annehmen wie heute ein Cyberkrieg. Wie schätzten die Sachwalter des Staates diese Macht ein und welche Überlegungen steuerten ihr Vorgehen? Kein Historiker kann in die Köpfe Verstorbener blicken, ja nicht einmal in die der Lebenden, die er im Rahmen einer zeitgeschichtlichen Studie persönlich befragen kann. Dennoch lassen sich auf Grundlage einer hinreichend großen Dokumentation bestimmte Muster im Denken und Handeln solcher Akteure ausmachen. Archive geben hier nur selten angemessen Auskunft, weil Zensur im Verborgenen stattfand, Geheimnisse unter Verschluss blieben oder Belege vernichtet wurden. Aber wenn man eine ausreichend große Menge an Material sichtet, ergeben sich doch mannigfaltige Hinweise darauf, von welchen Grundannahmen sich die Staatsbediensteten, die mit der Überwachung von Druckerzeugnissen betraut waren, leiten ließen, und wie sie bei ihrer verdeckten Arbeit vorgingen. Dann beginnen die Archive zu sprechen. Man beobachtet gleichsam Zensoren, die – oft Zeile für Zeile – Texte durchleuchteten, und Polizisten, die verbotenen Büchern nachstellten, um den Grenzen zwischen Legalem und Illegalem Geltung zu verschaffen. Dazu musste der

präzise Verlauf dieser Grenzen allerdings erst einmal festgelegt werden, denn sie waren unscharf gezogen und verschoben sich ständig. Wo genau verläuft in der bengalischen Literatur die Grenze zwischen Krishnas Geschäcker mit den Milchmädchen und unstatthafter Erotik oder die zwischen sozialistischem Realismus und »spätbürgerlichem« Erzählstil in der DDR-Literatur? Solche konzeptionellen Landkarten sind insofern von Interesse und bedeutsam, als sie die jeweilige konkrete Zensurarbeit bestimmten. Die repressiven Maßnahmen gegen Bücher – alle möglichen Sanktionen, die in die Rubrik »Nachzensur« fallen – zeigen auf, wie der Staat auf der untersten Ebene gegen Literatur vorging, mit Eingriffen, die Fenster in das Leben mutiger oder dubioser Figuren öffnen, die außerhalb des geltenden Rechts agierten.

Ab da weicht die Forschung reinstem Jagdvergnügen, wenn sie Polizisten nachstellt – oder, je nach staatlicher Ordnung, entsprechenden Kräften –, die immer wieder in Milieus mit Protagonisten vorstießen, von denen die wenigsten den Sprung in die Geschichtsbücher schafften. Fahrende Spielleute, gewiefte Hausierer, aufwiegelnde Missionare, abenteuerlustige Geschäftsmacher, Autoren jeden Schlags, bekannte wie unbekannte, darunter ein betrügerischer Swami und eine Kammerzofe, die auf Verbreitung von Skandalen aus ist, ja sogar eine Polizei, die sich mit den Personen, die sie ins Visier nimmt, am Ende gemein macht – sie alle bevölkern die nachfolgenden Seiten, zusammen mit Zensoren jeden Formats. Allein schon dieser Aspekt der menschlichen Komödie, so meine ich, verdient eine Darstellung. Aber ich hoffe, mehr zu leisten, als nur einzelne Episoden möglichst faktentreu zu schildern, ohne zu übertreiben oder vom gesichteten Material abzuweichen: Mir geht es darum, die Geschichte der Zensur mit einer neuen Herangehensweise zu präsentieren, die sowohl vergleichend als auch ethnografisch ist.

Abgesehen von Meistern wie Marc Bloch predigen Historiker den komparativen Ansatz für die Geschichtsschreibung mehr, als dass sie ihn tatsächlich praktizieren.² Er ist nicht nur deshalb

anspruchsvoll, weil er Feldstudien in unterschiedlichen Sprachräumen erforderlich macht, sondern auch, weil eigentlich alle Vergleiche hinken. Äpfel und Birnen lassen sich leicht auseinanderhalten, aber wie behandelt man Institutionen gleichen Namens, die ähnlich erscheinen, aber unterschiedlich funktionieren? Bestimmte Zensoren mögen nach Spielregeln vorgehen, die für ihre Kollegen in einem anderen System undenkbar wären, weil sie ein völlig anderes Spiel spielen. Auch kann die Schriftstellerei in der einen Gesellschaft eine Bedeutung haben, die in der anderen jenseits der Vorstellungskraft liegt. So übte Literatur im sowjetischen Russland laut Alexander Solschenizyn einen so gewaltigen Einfluss aus, dass sie »die Geschichte beschleunigte«.³ Dagegen ist sie für die meisten Amerikaner weniger wichtig als Profisport. Deren Einstellung hat sich im Laufe der Zeit allerdings stark verändert. Vor 300 Jahren hatte Literatur noch eine große Bedeutung, als die Bibel ihre Lebensart maßgeblich bestimmte (insbesondere die Geneva-Bibel, die in weiten Teilen auf der lebendigen Übersetzung William Tyndales beruht). Es mag anachronistisch anmuten, im Zusammenhang mit Puritanern von »Literatur« zu sprechen, also einen Begriff zu gebrauchen, der sich erst im 18. Jahrhundert eingebürgert hat. Angemessener wäre wohl »Religion« oder »Theologie«, was auch mit Blick auf zahlreiche andere ältere Kulturen wie die indische gilt, deren Literaturgeschichte von religiöser Mythologie nicht klar zu trennen ist. Anstatt auf Begrifflichkeiten abzuheben, hoffe ich die Art, zu sprechen, zu erfassen, also den Grundton eines kulturellen Systems, die stillschweigenden Haltungen und impliziten Werte, die das Verhalten in ihm prägten. Vergleiche, so glaube ich, funktionieren am besten mit Blick auf Systeme. Deswegen versuchte ich nachzuvollziehen, wie Zensur in drei autoritären Systemen wirkte: unter der Monarchie der Bourbonen im Frankreich des 18. Jahrhunderts, unter der britischen Kolonialherrschaft im Indien des 19. Jahrhunderts und unter der kommunistischen Diktatur im Ostdeutschland des 20. Jahrhunderts. Jedes dieser Systeme ist für sich genommen eine Studie

wert. Wenn man sie jedoch vergleichend nebeneinanderstellt, kann man die Geschichte der Zensur allgemein neu bewerten.

Den besten Einstieg stellt wohl die Frage dar: Was ist Zensur überhaupt? Als ich meine Studenten bat, Beispiele zu nennen, tauchten (neben den offensichtlichen Fällen von Unterdrückung unter Hitler und Stalin) unter anderem folgende Antworten auf:

- Noten vergeben
- einen Professor »Professor« nennen
- politische Korrektheit
- das Peer-Review-Verfahren bei wissenschaftlichen Publikationen
- jede Form der Begutachtung
- Lektorieren und Publizieren
- Waffen verbieten
- den Fahneneid schwören oder ihn verweigern
- einen Führerschein beantragen oder ihn ausstellen
- Überwachung durch die National Security Agency
- die Bewertung von Filmen durch die amerikanische Motion Picture Association
- die gesetzliche Vorschrift in den USA, an Schulen und Bibliotheken Jugendschutzfilter einzusetzen, um Minderjährige vor schädlichen Einflüssen aus dem Internet zu schützen
- Geschwindigkeitskontrollen durch Kameras
- die Geschwindigkeitsbegrenzung einhalten
- im Namen der nationalen Sicherheit Dokumente unter Verschluss halten
- Geheimhaltung überhaupt
- Algorithmen, die Einträge nach Wichtigkeit ordnen
- »sie« anstatt »er« als Standardpronomen gebrauchen
- Krawatten vorschreiben oder verbieten
- Höflichkeit
- Schweigen

Die Liste ließe sich endlos verlängern, sodass sie legale wie illegale Sanktionen, psychologische oder technische Filter und alle möglichen Verhaltensweisen von staatlichen Behörden, privaten Institutionen, sozialen Gruppen oder auch Einzelnen abdecken würde, die danach trachten, die Tiefen der menschlichen Seele auszuloten. Unabhängig von ihrer Tauglichkeit deuten diese Beispiele darauf hin, dass eine umfassende Definition von Zensur beinahe jeden Lebensbereich betreffen kann. Aber wenn man Zensur überall wittert, läuft man Gefahr, dass man sie schließlich nirgends mehr ausmachen kann: Ihre weiteste, allumfassende Definition schließt jede Unterscheidung aus und macht sich damit selbst überflüssig. Zensur mit jeder Art Zwang gleichzusetzen, heißt, sie zu trivialisieren.

Statt mit einer Definition einzusteigen und nach passenden Beispielen zu suchen, bestand meine Vorgehensweise darin, Zensoren zu ihrer Arbeit zu befragen. Auch wenn sie dafür nicht mehr persönlich zur Verfügung stehen (die seltene Ausnahme der DDR-Zensoren behandle ich in Teil III), so hinterließen sie doch in den Archiven Aussagen, die sich daraufhin auswerten lassen, wie sie einst Texte überprüften und bewerteten. Allerdings genügen dazu nicht ein paar vereinzelte Dokumente. Erst zu Hunderten, die eine Serie bilden, verraten sie, wie Zensoren ihre Alltagsaufgaben erledigten. Wie gingen sie vor? Wie fassten sie ihre Arbeit auf? So lauten die entscheidenden Fragen. Wenn man das richtige Material zusammenträgt, finden sich Muster im Vorgehen der Zensoren und ihres Umfelds – von der sorgfältigen Überprüfung von Manuskripten durch Lektoren bis hin zur Beschlagnahme von Büchern durch die Polizei. Die Rollen variierten je nach den beteiligten Institutionen, die ihrerseits je nach gesellschaftlicher und politischer Ordnung unterschiedlich in den Zensurprozess eingebunden waren. Es wäre ein Irrtum, zu erwarten, dass jedes gedruckte Werk auf dem immer gleichen Weg das Licht der Öffentlichkeit erblickte und Behörden auf Konflikte stets mit den gleichen repressiven

Maßnahmen reagierten. Zensur kennt kein allgemeingültiges Modell.

Dagegen lassen sich generelle Tendenzen ausmachen, wie Zensur in den letzten hundert Jahren erforscht wurde.⁴ Auch auf die Gefahr hin, die Dinge zu vereinfachen, nenne ich an dieser Stelle zwei: Zum einen wurde die Geschichte der Zensur als Kampf um die freie Meinungsäußerung erzählt, die politische und religiöse Autoritäten zu unterdrücken versuchen; zum anderen als eine Geschichte aller möglicher Zwänge, die den freien Informationsaustausch beschränken. So gegensätzlich beide Sichtweisen sind, so spricht doch vieles für beide.

Die erste hat eine manichäische Qualität: Sie sieht die Kinder des Lichts im Kampf mit denen der Finsternis und spricht alle Verfechter der Demokratie an, die bestimmte Wahrheiten als selbstverständlich erachten.⁵ Unabhängig von ihrer logischen oder epistemologischen Gültigkeit werden diese Wahrheiten als oberste Prinzipien betrachtet, die nicht nur im Abstrakten, sondern auch in der politischen Praxis gelten. So liefert der 1. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten die Grundlage für Gesetzgebungen und juristische Entscheidungen, die die Bedeutung und die Grenzen der »Rede- oder Pressefreiheit« festlegen, wie die betreffenden Freiheiten in dem Bandwurmsatz, aus dem der Verfassungszusatz besteht, genannt werden.⁶ Kenner der Materie mögen über den »Absolutismus des 1. Zusatzartikels«⁷ spotten, aber diese in den Grundrechten verbrieft Freiheit ist Teil einer politischen Kultur, die sich über mehr als zwei Jahrhunderte hinweg entwickelt hat und die Loyalität von Millionen Bürgern zu ihrem Staat begründet – man könnte sie als eine Art säkulare Religion begreifen.⁸ Indem die US-Bürger auf den 1. Zusatzartikel pochen, erhalten sie gewisse Verhältnisse aufrecht. Sie verhalten sich im Einklang mit dem Rechtsstaat und wenden sich, falls sie mit anderen in Konflikt geraten, an Gerichte, die geschriebenes Recht in die aktuelle Praxis umsetzen.

Wenn Philosophen zugunsten der Grundrechte argumentieren, tun sie das auf einer abstrakten Ebene. Sie sind sich dabei aber durchaus bewusst, dass Ideen innerhalb bestimmter Machtverhältnisse und Regeln der Kommunikation Fuß fassen. Als die Zensur aus dem englischen Recht verschwand, bejubelte John Locke, der Philosoph, der am engsten mit Theorien zum Naturrecht assoziiert wird, dies keineswegs als einen Triumph der Meinungsfreiheit. Vielmehr begrüßte er die Ablehnung des Parlaments, den betreffenden »Licensing Act« zu verlängern, als einen Sieg über die Verlagsgilde Stationers' Company, die er verabscheute, weil sie ein Monopol bei der Veröffentlichung von Druckerzeugnissen hatte und für die Verbreitung von Schund verantwortlich sei.⁹ Gegen sie wetterte auch Milton in *Areopagitica*, dem bedeutendsten englischsprachigen Manifest für die Pressefreiheit, die allerdings nur begrenzt gelten sollte (»Papismus« und »offener Aberglaube« sollten nicht erlaubt sein).¹⁰ Diese und andere Beispiele (etwa das Diderots)¹¹ belegen allerdings keineswegs das Versäumnis der Philosophen, Pressefreiheit als Grundprinzip zu verteidigen. Sie zeigen vielmehr, dass sie diese Freiheit als ein Ideal verstanden, das in der realen Welt wirtschaftlicher und politischer Interessen verteidigt werden musste. Freiheit war keine überirdische Norm, sondern ein entscheidendes Prinzip des politischen Diskurses, das sie in den gesellschaftlichen Wandel des 17. und 18. Jahrhunderts einbrachten. Die Welt der Bürgerrechte und gemeinsamen Werte, in der heute viele von uns leben, haben sie mit aufgebaut. Diese moralische Ordnung ist durch das Internet mitnichten obsolet geworden. Und es wäre völlig kontraproduktiv, sich gegen Zensur zu wenden, dabei aber jene Tradition abzulehnen, die erst aus der Antike über Milton und Locke bis hin zum 1. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten und zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte geführt hat.

Dieses Argument mag verdächtig abgehoben klingen. Es hat mehr als nur einen Hauch Whig-Historiografie¹² und riecht nach faulem Liberalismus. Ich bekenne mich zu liberalen Sympathien

und dazu, dass *Areopagitica* für mich die bewegendste Streitschrift war, die ich je gelesen habe. Aber ich muss auch einräumen, dass ich mit einer zweiten Herangehensweise an den Gegenstand sympathisiere, die der ersten zuwiderläuft: Worte, ob mündlich oder schriftlich geäußert, üben immer auch Macht aus. Tatsächlich wirkt die Macht der Rede ganz ähnlich wie gewöhnliche Handlungen im Alltag. Hinter sprachlichen Handlungen, wie Sprachphilosophen sie begreifen, steht die Absicht, in der umgebenden Welt Wirkungen hervorzurufen. Und wenn sie in schriftlicher Form daherkommen, müssen sie nicht unbedingt gleich als Literatur gelten. Manche Literaturtheoretiker argumentieren gar, es sei sinnlos, die sogenannte Redefreiheit als eine besondere Kategorie zu verherrlichen und mithilfe der Gesetzgebung Zäune um sie herum zu errichten. Wie Stanley Fish im Titel eines provokanten Essays verkündete: »Es gibt keine Freiheit der Rede, und das ist auch gut so.«¹³

Weitere Tendenzen in der Zensurforschung, die in dieselbe Richtung zielen, ließen sich im Kontext der sogenannten Postmoderne ausmachen:¹⁴ Im Gegensatz zu denen, die Zensur als Verletzung von Rechten sehen, konzipieren viele Theoretiker sie als allgegenwärtiges Beiwerk gesellschaftlicher Realität. Nach ihrer Auffassung ist überall und jederzeit, in der individuellen Psyche wie im kollektiven Denken, Zensur am Werk. Sie wirke so omnipräsent, dass sie kaum von Zwängen allgemeiner Art zu unterscheiden sei, wie sie meine Studenten angeführt haben. Ein Geschichtswerk zur Zensur steht somit vor einem Dilemma: Auch wenn es triftige Gründe gibt, den Gegenstand durch eine enge Definition einzugrenzen, so ist deren Ausweitung über alle Grenzen hinaus ebenfalls möglich. Wir haben es mit zwei gegensätzlichen Sichtweisen zu tun: einer normativen und einer relativistischen. Meiner Ansicht nach lassen sie sich in Einklang bringen, wenn beide akzeptiert und auf einer höheren Ebene analysiert werden – einer anthropologischen, wie ich sie nennen würde. In diesem Sinne präsentiere ich eine »dichte Beschreibung«,¹⁵ wie

Zensur in drei ganz unterschiedlichen politischen Systemen konkret funktionierte.

Diese Art Geschichtsschreibung erfordert eine eingehende Archivarbeit, die für den Historiker das ist, was Feldforschung für den Anthropologen darstellt. Erste Erfahrungen in ihr sammelte ich vor vielen Jahrzehnten im Archiv der Bastille in Paris und in der umfangreichen Sammlung Anisson-Duperron sowie der Sammlung der *Chambre syndicale* der Pariser Buchdrucker-gilde, die beide in der *Bibliothèque nationale de France* verwahrt werden. Dank einer Serie glücklicher Umstände verbrachte ich 1989/90 ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin, wo ich kurz nach dem Fall der Berliner Mauer DDR-Zensoren kennenlernte. 1993/94 konnte ich die Auskünfte, die sie mir gegeben hatten, in einem weiteren Jahr als Stipendiat des Wissenschaftskollegs vervollständigen. Ich vertiefte das Thema in mehreren Recherchen, die ich in den Unterlagen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) durchführte. Nachdem ich mich mit der Vorgehensweise von Zensoren in zwei völlig verschiedenen politischen Systemen im 18. bzw. im 20. Jahrhundert befasst hatte, beschloss ich, nach Material aus dem 19. Jahrhundert von außerhalb der westlichen Welt zu suchen. Damals war Graham Shaw für die Bibliothek und das Archiv des *India Office* an der *British Library* verantwortlich, also jenes Ministeriums, das für die Verwaltung Britisch-Indiens zuständig gewesen war. Er ermöglichte es mir, zwei Sommer damit zuzubringen, das besonders reichhaltige Archiv des *Indian Civil Service* (ICS), der Beamtenelite in Britisch-Indien, zu durchforsten.

Nach all diesen Expeditionen zu fruchtbringenden Quellen stand ich schließlich vor dem Problem, dieses vielfältige Material zu *einem* Buch zu verarbeiten. Um die Informationen in ihrer gesamten Fülle zu verwerten, hätte ich drei Bücher schreiben müssen, aber ich wollte meine Forschungsergebnisse komprimiert in einem Band darstellen, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, Vergleiche anzustellen und allgemeine Fragen vor unterschied-

lichen Hintergründen zu betrachten. Die Betrachtung von drei unterschiedlichen Ländern in drei verschiedenen Jahrhunderten wirft wiederum Fragen zu Begrifflichkeiten und Zusammenhängen auf, bei denen man leicht den Überblick verliert. Dennoch hoffe ich, dass dieses Buch trotz seiner gedrängten Darstellung ein breiteres Lesepublikum anspricht und zum Nachdenken über das Problem anregt, das sich aus der parallelen Entwicklung zweier Kräfte ergibt: der des Staates, der nach immer mehr Daten giert, und der einer Kommunikation, die dank des technischen Fortschritts immer mehr Daten bereitstellt. Die systematische staatliche Zensur von Literatur, die in diesem Buch untersucht wird, ging weit über eine Bearbeitung von Texten mit dem Rotstift hinaus. Sie erstreckte sich auf die Gestaltung von Literatur als eine Kraft, die die gesamte gesellschaftliche Ordnung durchwirkt. Wenn Staaten im Zeitalter des Buchdrucks solche Macht ausübten, was hindert sie dann daran, Macht in der Ära des Internets zu missbrauchen?

TEIL I

DAS FRANKREICH DER
BOURBONEN

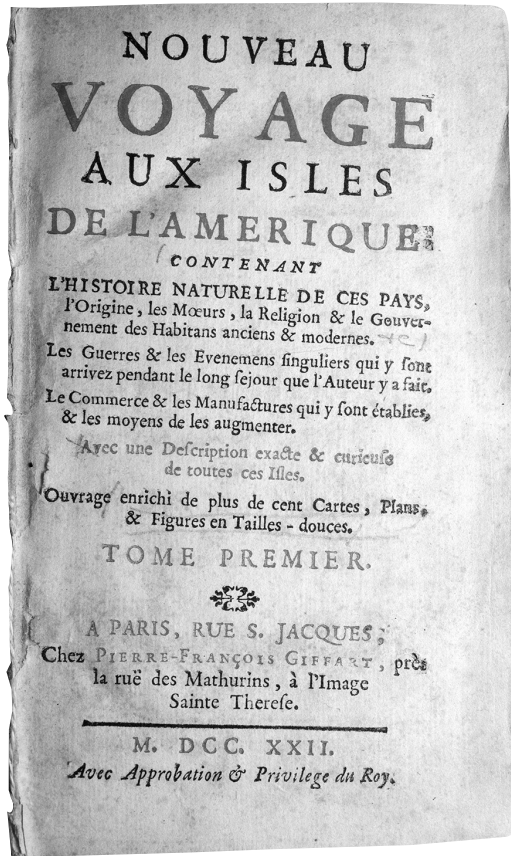
Druckprivileg und Repression

Die manichäische Sichtweise von der Zensur bietet sich besonders mit Blick auf das Zeitalter der Aufklärung an, das gerne als Kampf zwischen Licht und Finsternis gesehen wird. Aus diesem grundlegenden Widerstreit leiteten ihre Verfechter weitere Gegensätze ab: Freiheit gegen Unterdrückung und Toleranz gegen Bigotterie. Parallel wirkende Kräfte sahen sie auch in den Bereichen von Gesellschaft und Politik am Werk: hier die von den *philosophes* mobilisierte öffentliche Meinung, da die Macht von Kirche und Staat. Historische Werke zur Aufklärung vermeiden solche Vereinfachungen natürlich und legen vielmehr Widersprüche und Mehrdeutigkeiten offen, insbesondere wenn sie abstraktes Gedankengut auf Institutionen und Ereignisse beziehen. Beim Thema Zensur stellen historische Deutungen allerdings gewöhnlich die repressiven Aktivitäten von Verwaltungsbeamten dem Bestreben von Autoren entgegen, der Meinungsfreiheit mehr Raum zu verschaffen. Frankreich liefert die dramatischsten Beispiele hierfür: Bücher wurden verbrannt, Autoren in Haft genommen und die bedeutendsten Werke der Literatur verboten, insbesondere die Voltaires und Rousseaus sowie die *Encyclopédie*, deren Publikationsgeschichte stellvertretend für einen Kampf steht, Wissen aus den Fesseln von Staat und Kirche zu befreien.¹

Zugunsten dieser Deutungslinie ist vieles vorzubringen, insbesondere aus der Perspektive des klassischen Liberalismus oder des Kampfs um die Menschenrechte, also von einem modernen Standpunkt aus, der sich selbst aus der Aufklärung herleitet. Aber unabhängig davon, ob diese Deutung als Mittel gelten kann, um Werturteile und historische Objektivität in Einklang zu bringen, fehlt ihr als Fundament die Forschung darüber, wie Zensur konkret funktionierte. Wie gingen Zensoren vor? Wie verstanden sie ihre Aufgabe? Und wie passte ihre Tätigkeit in die damalige gesellschaftliche und politische Ordnung?²

Typografie und Legalität

Das Titelblatt von *Nouveau voyage aux isles de l'Amérique* (Paris 1722) kann als stellvertretend für die Bücher des 18. Jahrhunderts gelten. Sein Text zieht sich so lange dahin, dass man mit ihm heute eher den Schutzumschlag des Buchs beschriften würde, und erfüllte auch einen ähnlichen Zweck: Er gab interessierten Lesern eine kurze Zusammenfassung und warb für den Inhalt. Zumindest dem modernen Leser fällt außerdem auf, dass der Name des Autors fehlt, allerdings nicht deshalb, weil dieser seinen Text anonym veröffentlichen wollte, sondern weil er an anderer Stelle in der Titelei auftaucht. Dagegen erscheint unten auf dem Titelblatt an prominenter Stelle mitsamt seiner Adresse derjenige, der für das Buch eigentlich verantwortlich zeichnete und juristisch wie finanziell dafür geradestehen musste: »Zu Paris, Rue Saint-Jacques, Buchhandlung Pierre-François Giffart, nahe der Rue des Mathurins, am Bildnis der Heiligen Theresa.« Der Genannte war Buchhändler (*libraire*), und er trat wie viele Kollegen auch als Verleger auf (der moderne Begriff »éditeur« war damals noch nicht geläufig). Er kaufte Autoren Manuskripte ab, besorgte deren Druck und vertrieb das fertige Erzeugnis in seinem Geschäft. Buchhändler unterstanden seit 1275 der Universität und mussten deshalb ihr Geschäft im Quartier Latin betreiben. Die meisten drängten sich in der Rue Saint-Jacques, wo ihre schmiedeeisernen, bebilderten Ladenschilder (daher »am Bildnis der Heiligen Theresa«) wie Fahnen in dichter Beflaggung im Wind über der Straße schwangen. Die Confrérie des imprimeurs et libraires, eine dem Evangelisten Johannes gewidmete Bruderschaft, versammelte sich in der Kirche der Mathuriner-Pater in der Rue des Mathurins nahe der Sorbonne, deren theologische Fakultät häufig Urteile darüber sprach, ob veröffentlichte Texte mit der Rechtgläubigkeit in Einklang standen. Mit der genannten Adresse war das Buch somit mitten im Herzen des offiziellen Buchhandels veröffentlicht worden. Und sein nicht nur legaler,



Die typische Titelseite eines zensierten Buchs:
Nouveau voyage aux isles de l'Amérique (1722).

sondern herausgehobener Status ging aus der unten auf dem Titelblatt abgedruckten Formel hervor: »Mit Approbation und Druckprivileg des Königs.«

Es ist das Phänomen der Zensur, auf das wir hier stoßen, denn Approbationen als offizielle Genehmigungen wurden von königlichen Zensoren erteilt. In diesem Fall wurden ganz vorne im Buch gleich vier abgedruckt, die von den genehmigenden Zen-

concis de ces Memoires attireront sans doute l'approbation de ceux qui ont connoissance du Pais, & donneront à d'autres l'envie d'en connoître la verité en faisant le même voyage. Rien n'est donc si nécessaire au Public que l'Impression de cet Ouvrage. A Paris ce 4. Octobre 1719.

BESNIER.

APPROBATION DE M.
l'Abbé RAGUET.

J'AY lû par l'ordre de Monseigneur le Chancelier *less Memoires des nouveaux Voyages aux Isles de l' Amerique, par le P. Labat, de l'Ordre de S. Dominique* : & ils m'ont paru dignes de la curiosité du Public. Fait à Paris le premier Septembre 1721.

RAGUET.

PRIVILEGE DU ROY.

LOUIS par la grace de Dieu Roi de France & de Navarre : A nos amez & feaux Conseillers les Genstenans nos Cours de Parlemens, Maîtres des Requestes ordinaires de nostre Hôtel, Grand Conseil, Prevost de Paris, Baillifs, Sénéchaux, leurs Lieutenans Civils, & autres nos Justiciers qu'il appartiendra, SALUT. Nostre bien amé le P. Jean-Baptiste Labat, Missionnaire de l'Ordre des FF. Prêcheurs, Nous ayant fait remontrer qu'il souhai-

soren verfasst worden waren, darunter die eines Professors an der Sorbonne: »Es bereitete mir Vergnügen beim Lesen und enthält unendlich viele faszinierende Dinge.« Ein anderer, ein Professor für Botanik und Medizin, hob den Nutzen für Reisende, Kaufleute und Studenten der Naturgeschichte hervor und lobte vor allem den Stil. Ein dritter, ein Theologe, attestierte dem Buch lediglich, dass es eine spannende Lektüre sei: Er habe es nicht aus der Hand legen können, wecke es doch im Leser »dieses süße, wenn auch neugierige Interesse, das uns nach mehr verlangen lässt«. Würde man von einem Zensor eine solche Ausdrucks-

À moi-même durant presque huit années
la plupart des choses dont il y est parlé, je
les ai trouvés décrites avec une exactitude &
avec une netteté qui ne laisse rien à souhai-
ter. L'Auteur entre dans des détails qui
instruiront même ceux du Pais, & par son
seul Livre on peut apprendre en Europe ce
qu'il y a de plus intéressant pour nous à
l'Amérique. Il sera difficile d'en commen-
cer la lecture sans éprouver cette douce,
quoiqu'averse, curiosité qui nous porte à
poursuivre. On n'y trouvera rien qui soit
contraire à la Foi & aux bonnes mœurs.
Donné à Paris dans notre Maison de Saint
Honoré ce 17. Août 1719.

F. NICOLAS JOUN, Professeur en
Theologie, de l'Ordre des FF. Prêcheurs,
& Regent.

APPROBATION DE M.
HENRY BESNIER, Docteur Regent
en Médecine en l'Université de Paris,
& ancien Professeur de Botanique aux
Ecoles de la Faculté.

J'AY lû avec une attention singulière, les
Mémoires du R. P. Labat, Missionnaire de l'Or-
dre des FF. Prêcheurs aux Isles Françaises de l'A-
merique. Rien à mon avis n'est si utile aux voia-
geurs, aux Habitans de ce Pais, aux Com-
merçans, & à ceux qui s'appliquent à l'é-
tude de l'Histoire naturelle. Les remarques
judicieuses de l'Auteur sur ce qui concer-
ne cette Partie du Monde, le stile simple &

Approbationen und ein königliches Privileg, abgedruckt hinter dem Vorwort zu *Nouveau voyage aux isles de l'Amérique*. Im Anschluss an den Text des Privilegs (hier nur der erste Teil) sind in Vermerken die Schritte festgehalten, mit denen dieses zur kommerziellen Nutzung rechtskräftig gemacht wurde: 1. Es wurde ins offizielle Register der Pariser Gilde der Buchhändler und Drucker eingetragen. 2. Der Autor F. J.-B. Labat trat das ihm erteilte Druckprivileg an die beiden Buchhändler Giffart und Cavelier fils ab. (Laut einem weiter vorn abgedruckten Hinweis waren nur Buchhändler oder Drucker zum Vertrieb von Büchern berechtigt.) 3. Giffart und Cavelier fils bescheinigten, dass sie das Privileg in vier Teile aufgeteilt hatten. Jeder behielt einen Teil, zudem traten sie jeweils einen Teil an Caveliers Vater und an Theodore le Gras ab, beide ebenfalls Buchhändler.

weise erwarten? Oder, mit dem kanadischen Soziologen Erving Goffman gefragt, der seinen Untersuchungsansatz angeblich so zusammenfasste: Was geht hier eigentlich vor?

Eine erste Antwort liefert der Wortlaut des Privilegs, das hinter den Approbationen in Form eines königlichen Schreibens an die Hofbeamten abgedruckt ist: Der König lässt wissen, dass er dem Verfasser des Buchs, dessen Name an dieser Stelle erstmals auftaucht, das Exklusivrecht erteilt hat, dieses zu vervielfältigen und über Mittelsmänner in der Buchhändlergilde zu vertreiben. Der lange und komplizierte Text enthält zahlreiche Vorgaben zur materiellen Beschaffenheit des Buchs. Es sei »auf gutem Papier und in schönen Lettern entsprechend den Vorschriften des Buchhandels« zu drucken. Letztere legten detailliert einen überprüf-
baren Qualitätsstandard fest: Das Papier musste einen bestimmten Anteil an Lumpen enthalten, während die Lettern so kalibriert zu sein hatten, dass ein *m* exakt die Breite von drei *l* hatte – Colbertismus in Reinform, eine unter dem Finanzminister Jean-Baptiste Colbert entwickelte Politik staatlicher Eingriffe, die den Handel fördern sollten, unter anderem durch ein vorgeschriebenes Mindestmaß an Qualität und durch den Schutz heimischer Gilden mithilfe von Einfuhrzöllen. Der Text des Druckprivilegs endete wie alle königlichen Edikte: »Car tel est nostre plaisir.« (»Weil es uns so gefällt.«) Rechtlich gesehen, durfte das Buch erscheinen, weil der König Gefallen an ihm fand und ihm seine »Gnade« erwies. Der Ausdruck »grâce« taucht denn auch in sämtlichen bedeutenden Dokumenten um den Buchhandel auf. Tatsächlich untergliederte sich die Direction de la librairie, die für die Aufsicht über den Buchmarkt zuständige königliche Behörde, in zwei Abteilungen: in die Librairie contentieuse, die in Streitigkeiten zu entscheiden hatte, und die Librairie gracieuse, die Druckprivilegien erteilte. Hinter dem Privileg war abschließend in mehreren Absätzen festgehalten, dass dieses in das Register der Buchhändlergilde eingetragen und in vier Anteile aufgeteilt worden war, die jeweils ein Buchhändler erworben hatte.

Aus heutiger Sicht mutet all dies eher merkwürdig an: Zensoren preisen den Stil und die Lesbarkeit des Buchs, anstatt ketzerische Passagen herauszustreichen. Der König spendet dem Band seine Gnade. Und Mitglieder der Buchhändlergilde teilen diese Gnade unter sich auf und erwerben sie als Eigentum. Was ging hier vor sich?

Als eine Möglichkeit, dieses Rätsel zu lösen, bietet es sich an, das Buch des 18. Jahrhunderts mit bestimmten englischen Marmeladengläsern oder Keksdosen zu vergleichen, die auf Ausländer seltsam wirken, weil sie das Siegel »Hoflieferant Ihrer Majestät, der Königin« tragen. Das Buch trug gleichsam ein Gütesiegel, da es mit einer königlichen Druckgenehmigung ausgestattet war, erteilt von Zensoren, die sich für seine insgesamt herausragende Qualität verbürgten. Zensur war nicht einfach ein Verfahren, um ketzerisches Gedankengut auszumerzen. Sie war *positiv*: eine königliche Empfehlung für das Buch mit der offiziellen Aufforderung, es zu lesen.

Unter dem Ancien Régime herrschte das Prinzip des »Privilegs«. Der Begriff leitet sich etymologisch von den lateinischen Wörtern »lex« (Gesetz) und »privus« (einzeln, gesondert) her, bedeutet also »Ausnahmegesetz« oder »Vorrecht«. Das Privileg bestimmte nicht nur in Frankreich, sondern in den meisten Teilen Europas den Aufbau der Gesellschaft im Allgemeinen. Das Recht hatte für den Einzelnen unterschiedliche Gültigkeit, da jeder davon ausging, dass alle (Männer und noch mehr Frauen) ungleich geboren und Hierarchien von Gott gegeben sowie der Natur inhärent seien. Eine Gleichheit vor dem Gesetz war außer für wenige Philosophen für die meisten Europäer unvorstellbar. Das Recht war eine besondere Gabe, die Einzelnen oder Gruppen aus Tradition oder dank königlicher Gnade zufiel. Und wie wohlgeborene »Männer von Rang« genossen auch erlesene Bücher Privilegien. Tatsächlich funktionierte das Druckprivileg auf drei Ebenen des Verlagsgewerbes. Privilegiert wurden das Buch (außer in England gab es ein Urheberrecht im modernen Sinn

noch nicht), der Buchhändler (nur Mitglieder der Gilde durften mit Büchern überhaupt handeln) und die Gilde selbst (die als exklusive Körperschaft gewisse Privilegien, insbesondere die Befreiung von den meisten Steuern, genoss). Kurz, die Monarchie der Bourbonen errichtete ein ausgefeiltes System, um die Macht des gedruckten Wortes in ihrem Sinne zu lenken. Und als Produkt dieses Systems stand das Buch stellvertretend für die Macht des gesamten Regimes.

Der Standpunkt des Zensors

So stellten sich aus typografischer Sicht die formalen Charakteristika von Frankreichs Ancien Régime dar. Wie sieht das System aus, das hinter der Fassade der Titelseiten und Privilegien operierte, wie die Arbeit der Zensoren? Zum Glück liefert eine Reihe von Handschriften in der Bibliothèque nationale de France einen reichhaltigen Fundus an Auskünften darüber, wie Zensoren ihre Aufgaben in den 1750er- und 1760er-Jahren erfüllten. Hunderte Briefe und Gutachten, die sie Chrétien-Guillaume de Lamoignon de Malesherbes, dem Leiter der Buchhandelsverwaltung (*Direction de la librairie*) schickten, zeigen auf, wie sie bei der Arbeit vorgehen und insbesondere mit welchen Begründungen sie Anträge auf ein Privileg bewilligten oder ablehnten.³

Da ihre Gutachten als vertrauliche Mitteilungen an Malesherbes konzipiert waren, bewerteten sie die überprüften Bücher mit einer Offenheit, wie sie in den förmlichen Approbationen nicht erscheinen konnte. Bei manchen Manuskripten gaben sie natürlich nur eine Versicherung ab, dass sie keine Angriffe auf Religion, Sitten oder Staat enthielten – die konventionellen Kriterien, von denen sich ein Zensor leiten ließ. Viele Gutachten beinhalteten indes zudem positive Vermerke zum Stil und Inhalt, sei es auch nur in einem oder zwei Sätzen. So lautete eine typische Empfehlung für ein Privileg: »Auf Anordnung von Mon-

seigneur, dem Kanzler, habe ich die *Lettres de M. de la Rivière* gelesen. Sie [die Briefe] erscheinen mir gut verfasst und voller Verstand und erbaulicher Reflexionen.«⁴ Texte, die Begeisterung entfachten, ernteten dick aufgetragenes Lob. Ein Zensor gab einen ausgefeilten Bericht über sämtliche Vorzüge, derentwegen ein Band über die britischen Inseln ein Druckprivileg verdiene: tadelloser Aufbau des Stoffs, superbe Geschichte und präzise Geografie; es sei die Art Werk, die des Lesers Neugierde befriedige.⁵ Ein anderer empfahl ein Buch über Ethik hauptsächlich wegen dessen ästhetischer Qualitäten. Zwar fehle dem Ton eine gewisse Erhabenheit, doch sei es schlicht und solide verfasst, mit amüsanten Anekdoten angereichert und stofflich so präsentiert, dass es das Interesse des Lesers fessele, während es ihn von den Vorzügen der Tugend überzeuge.⁶ Wenige positive Gutachten erreichen sogar die Länge einer Rezension.⁷ So ließ sich ein Zensor bei einem Reisebericht zu einer Lobeshymne hinreißen, unterbrach sich selbst und rang sich dann zu einer knappen Empfehlung durch, um nicht »das Gebiet der Herren Journalisten zu betreten«.⁸ Weit davon entfernt, sich wie Wächter der Ideologie zu gebärden, schrieben die Zensoren als Gelehrte, deren Gutachten geradezu selbst ein literarisches Genre bildeten. Ihre schriftstellerischen Bedenken fallen besonders in ablehnenden Gutachten auf, bei denen man eher erwartet hätte, dass sie sich stärker darauf konzentrieren würden, häretische Äußerungen auszumachen. Ein Zensor geißelte den »lockeren und ausgelassenen Ton« eines Traktats zur Kosmologie.⁹ Ein anderer hatte gegen eine Biografie des Propheten Mohammed theologisch nichts einzuwenden, empfand sie aber als oberflächlich und unzulänglich recherchiert.¹⁰ Ein dritter wollte für ein mathematisches Lehrbuch deshalb keine Empfehlung aussprechen, weil die Probleme nur oberflächlich durchgearbeitet und von einigen Zahlen die Quadrate und dritten Potenzen nicht mit angegeben worden seien.¹¹ Ein vierter lehnte eine juristische Abhandlung ab, weil sie von unpräzisen Begrifflichkeiten, falschen Datierungen von Dokumenten und

einem falschen Verständnis von Grundprinzipien gekennzeichnet sei. Und es wimmelte von Rechtschreibfehlern.¹² Ein Bericht zu den Feldzügen des Preußenkönigs Friedrichs II. vergrämte einen fünften Zensor – nicht wegen respektloser Äußerungen über die französische Außenpolitik, sondern wegen ihrer »Zusammenstellung ohne Geschmack und Urteilsvermögen«.¹³ Und ein sechster lehnte eine Apologie des wahren Glaubens gegen die Angriffe von Freidenkern hauptsächlich deswegen ab, weil sie hingschludert worden sei:

Dies ist überhaupt kein Buch. Welche Anliegen der Autor verfolgt, erfährt man erst, wenn man es ganz zu Ende gelesen hat. Er schlägt eine Richtung ein und macht wieder kehrt. Viele Überlegungen sind dürftig und oberflächlich. Um Lebendigkeit bemüht, ist sein Stil überschwänglich. [...] Er gerät ganz häufig in Lächerlichkeit und Dummheit, weil er unbedingt Schönes verkünden will.¹⁴

Natürlich verurteilten die Zensoren in ihren Gutachten vielfach auch unorthodoxe Gedanken und verstanden sich sicherlich als Verteidiger von Kirche und König. Aber sie gingen zudem davon aus, dass eine Approbation zugleich eine Leseempfehlung beinhaltete und dass ein Druckprivileg für ein Buch auch bedeutete, dass es mit dem Segen der Krone erschien. Nach ihrem Selbstverständnis als Gelehrte oder sogar Literaten waren sie entschlossen, wie einer es fasste, »die Ehre der französischen Literatur«¹⁵ zu verteidigen. Sie schlugen häufig einen überheblichen Ton an und übergossen Werke, die das im Grand Siècle etablierte literarische Niveau unterschritten, mit einigem Hohn. Mit dem Sarkasmus eines Nicolas Boileau, des scharfzüngigsten Kritikers im 17. Jahrhundert, lehnte ein Zensor einen Almanach ab, an dem nichts auszusetzen war außer der Sprache: »Sein Stil ist misérable.«¹⁶ Ein anderer verweigerte einem Liebesroman nur deshalb die Genehmigung, weil er »schlecht geschrieben« sei.¹⁷ Ein dritter

verurteilte einen übersetzten englischen Roman für seine Geistlosigkeit: »Der Stoff ist seicht, und dieser wesentliche Mangel wird durch keine Details wettgemacht. Diese sind weder einfallreich noch erfreulich. [...] Ich entdecke nur fades Moralisieren, gemischt mit gemeinen Abenteuern, schalen Späßen, farblosen Schilderungen und trivialen Gedanken. [...] Ich glaube nicht, dass es ein solches Werk verdient, mit der öffentlichen Auszeichnung der Approbation zu erscheinen.«¹⁸

Diese Art Zensur warf ein Problem auf: Wenn Manuskripte nicht nur unverfänglich, sondern auch würdig sein mussten, das Siegel der Zustimmung des Königs zu tragen, scheiterte an dieser Hürde dann nicht der Großteil der Literatur? Um diese Schwierigkeit zu umgehen, beschritt der Zensor des erwähnten Romans einen konventionellen Weg:

Aber da [dieses Werk] trotz seiner Mängel und Unzulänglichkeit nichts Gefährliches oder Verwerfliches birgt und eigentlich weder Religion noch Moral oder Staat angreift, so meine ich, dass es eine geringe Gefahr darstellt, seinen Druck zu dulden, und dass man es mit einer stillschweigenden Genehmigung der Öffentlichkeit präsentieren kann, die sich durch ein Geschenk dieser Art wenig geschmeichelt fühlen wird.¹⁹

Mit anderen Worten: Das Regime versah sein Rechtssystem mit Schlupflöchern. »Stillschweigende Genehmigung«, »Duldungen«, »einfache Genehmigungen« oder »polizeiliche Genehmigungen« – die für das Buch zuständigen Beamten ersannen eine ganze Reihe von Kategorien, die es ermöglichten, Bücher zu veröffentlichen, ohne sie offiziell zu empfehlen. So, wie das System der Privilegien angelegt war, blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, wenn sie der zeitgenössischen Literatur nicht en gros den Krieg erklären wollten. Wie es Malesherbes in einer Reflexion über seine Jahre als Leiter der Zensurbehörde fasste: »Ein Mann,



Robert Darnton

Die Zensoren

Wie staatliche Kontrolle die Literatur beeinflusst hat

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
11 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-8275-0062-5

Siedler

Erscheinungstermin: Februar 2016

Der Zensor, dein Freund und Überwacher. Ein faszinierendes Stück Kulturgeschichte

Der Zensor als systemtreuer, ignoranter Bürokrat, der einem autoritären, repressiven Staat dient und der Literatur erheblichen Schaden zufügt – dies ist das gängige Bild. Dass es jedoch viel zu kurz greift, beweist Robert Darnton in seiner fesselnden, glänzend recherchierten Darstellung. Der renommierte US-Historiker zeigt, nach welchen Mechanismen die Kontrolle von Literatur funktioniert hat und wer die Menschen waren, die dahinter steckten.

Das vorrevolutionäre Frankreich, Indien zur Zeit der Kolonialherrschaft, das DDR-Regime – um sich dem Phänomen der Zensur zu nähern, blickt Robert Darnton auf unterschiedliche Zeiten und unterschiedliche Orte. Im Mittelpunkt seiner Studie steht die Person des Zensors, seine Arbeit, sein Selbstverständnis, seine Beziehung zu Autoren, Verlegern und Buchhändlern. Dass der Zensor dem Literaturbetrieb nicht notwendigerweise schaden wollte, sondern sich bei aller Staatstreue auch als sein Unterstützer begriff, ist nur eine der überraschenden Erkenntnisse. So entsteht auf Grundlage exklusiven Quellenmaterials ein ungewöhnliches, facettenreiches Stück Kulturgeschichte – von einem der renommiertesten Historiker unserer Zeit.